

**VORWORT ZUR NEUAUFLAGE  
VON ULRICH RAULFF**

**Politik als Passion.**

**Hans Delbrück und der Krieg  
in der Geschichte**

*Ein Klassiker kehrt zurück*

Von der Prosa des neunzehnten Jahrhunderts hat das zwanzigste nur den Roman übrig gelassen. Manzoni, Tolstoi, Keller werden noch gelesen, Hawthorne, Hardy oder Henry James bewahrt der Film vor dem Vergessen. Jenseits der Belletristik aber wächst die Wüste. Schopenhauer, ehemals ein Erfolgsautor, ist im Begriff, ein Tip für Eingeweihte zu werden; Nietzsche wird viel zitiert und schlecht gelesen. Wer außerhalb des Oberseminars versenkt sich noch in die einst bewunderten Seiten von Carlyle, Ruskin, Walter Pater? Ebenso düster sieht es bei den Klassikern der Historiographie aus: Michelet ist dank der »Pléiade« noch präsent, was aber ist aus Taine geworden, was aus Renan? Was ist von Ranke geblieben über eine einzige Sentenz hinaus, was hilft Mommsen der Nobelpreis für Literatur? Ist Jacob Burckhardt der einzige Klassiker des bürgerlichen Bücherschranks, der sich auf die High-Tech-Regale des postmodernen Medienkonsums gerettet hat?

Wer so fragt, folgt einem kulturellen Verfallsmuster, oder er hegt einen Hintergedanken: Es gibt Werke, die aus der Zeit fallen und der Welt abhanden kommen, bis eine andere Zeit und

ein neues Publikum sie neu entdecken. Es gibt die Flegeljahre eines toten Autors, der zu alt ist, um noch als relevant zu gelten, und zu jung, um schon ein Klassiker zu sein. Das sind die leichteren Fälle, bei denen einige Jahre ausreichen, um das Blatt zu wenden. Es gibt aber auch Werke, die bei ihrem Erscheinen als epochal gefeiert werden und eine Generation später als überholt angesehen werden. Sie müssen dann oft lange warten, bis Epochen vergangen und Paradigmen zerfallen, bis die Dogmen, die ehemals ihr Licht verdunkelten, selbst zu Plunder auf dem Flohmarkt der Ideen geworden sind. So ähnlich ist es auch Hans Delbrücks »Geschichte der Kriegskunst« ergangen, die bald nach ihrem Abschluss 1920 von der politischen Aktualität und der historiographischen Wetterlage an den Rand der Szene gedrängt wurde. Dort behauptete sie sich zwar ehrenvoll, von der Fachwelt hoch geschätzt, dem größeren Publikum aber war sie aus den Augen geraten.

Wohl sprach 1948, zum hundersten Geburtstag des Verfassers, Theodor Heuss vom »letzten Klassiker in der Geschichtsschreibung«<sup>1</sup>. Doch der einsetzende Kalte Krieg und der Schatten der nuklearen Drohung verhinderten die Wiederkehr eines Autors, der zwar viel über die Reiter von Cannae und die Infanterie vor Marignano zu sagen hatte, aber nichts über die Kesselschlachten in Mittellusland und den atomaren Wettlauf der Supermächte. Delbrück blieb ein Mann für Spezialisten, ein Autor fürs gelehrte Publikum, seine »Geschichte der Kriegskunst« ein Lesestoff der *happy few*. Das könnte sich jetzt ändern, und viel spricht dafür, dass es das tun wird.

Denn die politische und intellektuelle Konjunktur, die so lange dieses singuläre Monument der Militärgeschichte überschattete, ist dabei, sich grundlegend zu ändern. Seit dem Zu-

1 Theodor Heuss, »Der letzte Klassiker in der Geschichtsschreibung. Hans Delbrück zum 100. Geburtstag«, in *Der Tagesspiegel* vom 10. November 1948.

sammenbruch der bipolaren Welt ist der lange Zeit an die Peripherie verdrängte und auf »Stellvertreter« übertragene Krieg wieder in Europa, im Nahen Osten und in Transkaukasien aufgeflammt. Zugleich sind, ausgelöst durch Phänomene des Staatenzerfalls und des Staatsterrorismus, Formen des Krieges und der organisierten Gewalt wiedergekehrt, die für historisch überwunden, für atavistisch galten. Der Krieg ist vor die Tür der westlichen Welt zurückgekehrt, nicht in Gestalt des nuklearen Letzten Gefechts, sondern in der Maske des Bürgerkriegs gegen die eigene Bevölkerung, der ritualisierten Gewalt und des mit Billigangeboten aus dem internationalen Waffenhandel zäh und schmutzig geführten »kleinen« Krieges. Im selben Maß schließlich, wie auch in den zivilen Gesellschaften des Westens der Krieg wieder als »führbar« gilt, ist das Interesse an Kriegstheorie und Militärgeschichte neu erwacht: Clausewitz ante portas.

Doch auch die Militärgeschichte, und hier liegt der »literarische« Grund für die bevorstehende Renaissance Delbrücks, ist nicht mehr dieselbe wie noch vor zwei, drei Jahrzehnten. Aus der Hand der Militärs genommen, die sie in praktischer Hinsicht, auf mögliche Anwendung des Wissens bedacht, studierten, ist sie zum integralen Bestandteil einer durchaus zivilen Wissenschaft geworden. Und diese, in zivilem Geist betriebene Militärgeschichte erkennt in Delbrücks »Geschichte der Kriegskunst« ihren größten und in vielem immer noch vorbildlichen Klassiker.<sup>2</sup>

Ungewollt oder nicht, steht sie dabei auf den Schultern von ideologischen Riesen. Die Hegemonialmächte jener bipolaren Welt haben dem Autor ihren Tribut entrichtet, indem sie ihn zum Teil ihrer Offiziersausbildung machten und auf Geheiß ihrer Kriegakademien übersetzen ließen. Bereits zwischen 1936 und 1939 erschien im Auftrag des Volkskommissariats der

<sup>2</sup> Vgl. Gerd Krumeich, »Militärgeschichte für eine zivile Gesellschaft«, in: *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, hrsg. von Christoph Cornelissen, Frankfurt am Main 2000, S. 184 f.

UdSSR eine russische Ausgabe, die auch die von Delbrücks Schüler Emil Daniels verfassten Anschlußbände V und VI umfasste – und ebenso Band VII von Daniels und Otto Haintz, mit Ausnahme der Schilderung des russisch-japanischen Krieges von 1904, die jenen Band beschloss. Vierzig Jahre sollten vergehen, bis auf amerikanischer Seite die Militärakademie West Point nachzog – erst 1975 erschien der erste Band der englischen Übersetzung des Delbrück, dem in kurzer Frist die drei weiteren folgten. Aber bereits 1943 hatte ihn der von Edward Mead Earle herausgegebene Sammelband »Makers of Modern Strategy« als einzigen Historiker ins Pantheon der Denker des Krieges seit Machiavelli aufgenommen<sup>3</sup>. Mag das Fiasko des strategischen Denkens im Anbruch des Nuklearzeitalters Delbrücks Stern zeitweise verdunkelt haben, ganz zum Verschwinden hat es ihn doch nie gebracht, und in den neunziger Jahren schrieb sich die ambitionierte Forschung der englischsprachigen Welt wieder sein Programm einer Militärgeschichte *im Rahmen der politischen Geschichte* stolz auf ihre Fahnen.<sup>4</sup>

Delbrücks »Geschichte der Kriegskunst« hat sich als Klassiker der Geschichtsschreibung neben den Werken von Ranke, Droysen, Burckhardt und Mommsen behauptet – über ein Jahrhundert hinweg, das die Kriegführung um neue Dimensionen sowohl der Destruktionsenergie und der Massenvernichtung wie der strategischen und technischen Intelligenz erweitert hat, Dimensionen, die sich zu Delbrücks Zeiten erst schemenhaft ab-

3 Der ausgezeichnete Essay von Gordon A. Craig »Delbrück: The Military Historian« hat in überarbeiteter Form auch wieder Eingang in den erweiterten Folgeband gefunden, den Peter Paret 1986 bei der Princeton University Press herausgegeben hat.

4 Vgl. das Sonderheft zum Symposium »The History of War as Part of General History« (am Institute for Advanced Studies, Princeton) des *Journal of Military History*, 57. Jg., 5 (1993), hg. von Peter Paret und Henry S. Baum; außerdem Peter Paret's Bilanz »The History of War and the New Military History«, in: Ders., *Understanding War. Essays on Clausewitz and the History of Military Power*, Princeton 1992.

zeichneten und in sein Werk allenfalls indirekt eingingen. Die Gründe für diesen erstaunlichen Wertbestand eines keineswegs zeitentrückten Werks sind im kritischen Geist und in der analytischen Schärfe seines Autors zu suchen; weniger in dessen stilistischer Raffinesse, obwohl auch dazu ein Wort zu sagen wäre. Jenen Qualitäten wiederum liegen nicht nur Tüchtigkeit, Fleiß und theoretische Intelligenz des Historikers zugrunde, sondern etwas, das bis in die letzten Eigenheiten des Werks hinein spürbar ist: der politische, der protestantische Bekennermut des Staatsbürgers. Wer war dieser eigenwillige Mann; wer war Hans Delbrück?

*Ein Militärhistoriker mit Zivilcourage*

Auf Delbrück, der im November 1848 in Bergen auf Rügen geboren wurde, läßt sich übertragen, was Gottfried Benn von einem Dichter gesagt hat – auch er war ein großartiges Ausstrahlungs- und Durchkreuzungsphänomen. Der Mann, der stets in der innersten, heißen Zone von Wissenschaft, Politik und Publizistik operierte, blieb von keinem der politischen Schicksalsfälle seiner Zeit unberührt und ließ seinerseits von denen, die ihm begegneten, keinen gleichgültig. Ein Genie der Freundschaft, ein größeres der Polemik, hat Delbrück keine Gelegenheit versäumt, mit seinen zahlreichen Gegnern im Generalstab und in der Akademie, in den politischen Parteien und den Redaktionen des Wilhelminischen Deutschland und der Weimarer Republik die Klinge zu kreuzen. Wie bei wenigen anderen »Engagierten« seiner Zeit, wie bei Max Weber und Ernst Troeltsch, vielleicht noch bei seinem Schwager Adolf von Harnack, spiegelt sich in der intellektuellen Vita des Gelehrten zugleich die politische Krisengeschichte seines Landes wieder. Solche Konstellationen mochten bis in die Zufälle der Geburtstage und des Todesdatums hinein gehen – Delbrück starb am 14. Juli 1929, auf den Tag einhundertvierzig Jahre nach dem Ausbruch der Französischen Revolution. Als ein melancholisches Geschichtszeichen deuteten sich

auch die Zeitgenossen Delbrücks siebzigsten Geburtstag am 11. November 1918, dem Tag der deutschen Kapitulation. Ernst Troeltsch hat seine Erinnerung an diesen Abend später mitgeteilt:

»Montag, den 11. November, hatte Hans Delbrück seinen siebzigsten Geburtstag... Dort traf ich allerhand Spitzen der Gelehrten-, Beamten- und Finanzwelt. Es war eine merkwürdige Feier, ähnlich einer Begräbnisfeier. Man sprach gedämpft. Der Glück wünschende Redner fand vor Tränen die Worte nicht. Delbrück erwiderte ergreifend, es sei das Ende der Fridericianischen Monarchie, mit der all sein politisches Denken und jeder Glaube an Deutschlands Zukunft verwachsen sei; sie habe stets an bösen Rückbildungen und Erstarrungen gelitten, woraus sich stets revolutionäre Neigungen ergaben. So furchtbar wie jetzt habe es freilich mit ihr noch nie gestanden. Der Glaube des Historikers an alle seine bisherigen Maßstäbe und Voraussetzungen sei im Wanken.«<sup>5</sup>

In diesen Worten lag keine Übertreibung. Bis ins Innerste seines Denkens und Fühlens war Delbrück mit Preußen und dem von Preußen gestifteten Reich verwachsen, ihr Unglück war sein Unglück. Der Freiwillige von 1870 entstammte einer Familie des protestantischen Bürgertums, aus der eine Reihe hoher Beamter, Gelehrter, Juristen und Bankiers hervorgegangen war.<sup>6</sup> Unter dem Eindruck der Reichsgründung wurde der junge Bismarck-Gegner zum Bismarck-Anhänger, der bald den eigenen Weg in die Politik seines Landes fand. Nach der Promotion bei Sybel im Jahr 1893 wirkte Delbrück fünf Jahre lang, bis zum

5 Ernst Troeltsch, *Die Fehlgeburt einer Republik. Spektator in Berlin 1918 bis 1922*, Frankfurt am Main 1994, S. 9 f. Delbrück selbst hat seine Worte an jenem denkwürdigen Abend dem letzten Heft der *Preussischen Jahrbücher* des Jahres 1918 anvertraut.

6 Knappe biographische Übersichten bieten Karl Christ, *Von Gibbon zu Rostovtzeff. Profile der Alten Geschichte*, Darmstadt 1989, Kap. 8 »Hans Delbrück (1848–1929)«, sowie Andreas Hillgruber, »Hans Delbrück«, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Deutsche Historiker*, Bd. 4, Göttingen 1972.

plötzlichen Tod des Prinzen Waldemar 1879, als Prinzenerzieher am Hof des späteren Kaisers Friedrich III. Daneben setzte er seine wissenschaftliche Arbeit fort; 1877 hatte er die von Pertz begonnene Bearbeitung des Nachlasses von Gneisenau übernommen und schrieb dessen Lebensgeschichte, die 1882 erschien<sup>7</sup>. Seit Anfang der achtziger Jahre sammelte Delbrück auch Erfahrungen in der praktischen Politik: Von 1882 bis 1885 saß er als Abgeordneter der Freikonservativen im preußischen Abgeordnetenhaus, von 1884 bis 1890 vertrat er dieselbe Partei im Reichstag. Als ihm aber bewußt wurde, dass er in Wahrheit ein »Gelehrter in der Politik« geblieben war, zog er sich aus dieser Sphäre politischer Wirksamkeit zurück. Längst hatte er die ihm gemäße Berufung gefunden: Er war zum Kritiker der Politik geworden.

Erste Anläufe als Publizist hatte Delbrück 1882 mit der Gründung der »Politischen Wochenschrift« unternommen, in der er seine Vorstellungen von einer fortschrittlichen Sozialpolitik vor liberal-konservativem Hintergrund propagierte.<sup>8</sup> Als das Experiment nach einem Jahr scheiterte, bot ihm Heinrich von Treitschkes Angebot, sich mit ihm in die Herausgabe der »Preußischen Jahrbücher« zu teilen, ein neues politisches Sprachrohr. Sechs Jahre später kam es wegen Delbrücks sozialpolitischem Engagement zum Bruch mit Treitschke, aber statt Delbrück auf dessen Wunsch hin zu entlassen, übertrug ihm der Verleger die alleinige Herausgeberschaft. Dreißig Jahre lang, von 1889 bis 1919, nutzte nun Delbrück das kostbare Instrument, das er in Händen hielt, um in sämtliche politischen Probleme des Reiches einzugreifen, die diplomatischen und militärischen Akteure zu kritisieren und ihre Meinungsbildung zu beeinflussen.<sup>9</sup> Dabei besagt

7 Hans Delbrück, *Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau*, Berlin 1882.

8 Zu Delbrücks sozialpolitischen Vorstellungen vgl. Annelise Thimme, *Hans Delbrück als Kritiker der Wilhelminischen Epoche*, Düsseldorf 1955, S. 44 ff.

9 Zur Programmatik (und zu dem Sendungsbewußtsein, mit der sie vorgetragen wurde) vgl. Hans Delbrück, »Das Programm der Preußischen

die zahlenmäßig geringe Größe der Leserschaft recht wenig: Mit ihren 2000 Exemplaren erreichten die »Preussischen Jahrbücher« die politische Elite. Durch seine monatlich verfaßte »Politische Korrespondenz« suchte Delbrück, wie Annelise Thimme respektvoll formulierte, »in Bildung und Politik erzieherisch auf das deutsche Volk einzuwirken«<sup>10</sup> – eine intellektuelle Rolle, die sicherlich nicht mit derjenigen der großen kritischen Solisten jener Zeit wie Maximilian Harden oder Charles Péguy zu vergleichen ist, in ihrer geistespolitischen Bedeutung aber noch der Bewertung harrrt. Gleichwohl muss man sich hüten, sämtliche Äußerungen Delbrücks in den »Jahrbüchern«, zumal aus der Zeit des Weltkriegs, unmittelbar auf ihn als einzigen und alleinigen Autor zurückzuführen: Delbrück war eben auch hier ein großartiges Durchkreuzungsphänomen.<sup>11</sup>

Aus heutiger Sicht erscheint Delbrücks Rolle während des Weltkriegs als interessant, kompliziert und nicht in jedem Fall realistisch. Für einen Verhandlungsfrieden einzutreten und gleichzeitig die Strategie Falkenhayns vor Verdun zu unterstützen, die »Gegeneingabe« deutscher Intellektueller und Gelehrter (gegen die für alldeutsche Kriegsziele plädierende »Intellektuellen-Eingabe« von 1915) zu initiieren und daneben Annexionen im Osten und ein Kolonialreich in Afrika zu befürworten, das mochte für einen liberalen Konservativen seiner Zeit kein un-

Jahrbücher«, *Preussische Jahrbücher*, Bd. 75, Feb. 1899. Vgl. zu Delbrück und den »Preussischen Jahrbüchern« auch Wilhelm Deist, »Hans Delbrück. Militärgeschichtlicher und Publizist«, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 57 (1998), S. 371 ff.

<sup>10</sup> Annelise Thimme, Hans Delbrück, S. 13.

<sup>11</sup> Vgl. ebda., S. 140 über Delbrück und den »Mittwochabend-Kreis«, der Delbrück und seine Freunde über Denkschriften und Eingaben in enge Fühlung mit Regierungskreisen brachte – Aktivitäten, die wiederum ihren Niederschlag und ihr Forum in den »Preussischen Jahrbüchern« fanden: »Die Friedenskorrespondenzen hatten die ganz persönlichen Ansichten Delbrücks zum Ausdruck gebracht. Hinter den Kriegskorrespondenzen stand eine Gruppe, deren Sprecher und aktivste Persönlichkeit Delbrück war.«

möglicher Spagat sein – ob diese Optionen praktisch versöhnbar gewesen wären, ist eine andere Frage.<sup>12</sup> Aber bereits die Politik der nationalen Stärke – »Weltpolitik ohne Krieg« –, die Delbrück vor dem Krieg vertreten hatte, als er für die Schaffung eines »deutschen Indien« in Gestalt ausgedehnten Kolonialbesitzes in Mittelfrika plädierte<sup>13</sup> und ungeachtet englischer Empfindlichkeiten den Ausbau der deutschen Flotte befürwortete<sup>14</sup>, war von Wunschdenken nicht frei gewesen. Dennoch wurde Delbrück schon bald nach dem August 1914 unter dem Eindruck des Chauvinismus vieler Intellektueller und politisierender Professoren, den er in den »Preußischen Jahrbüchern« mit beißender Kritik überzog, und dank seinem militärischen und außenpolitischen Sachverstand zum Wortführer der Gemäßigten. Unterschiedener Gegner des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, von dem er voraussah, dass er die Vereinigten Staaten in den Krieg ziehen würde, erkannte Delbrück auch früh das Verhängnis, das sich unter der Militärdiktatur der Obersten Heeresleitung abzeichnete. Ludendorff, der Vater des totalen Krieges, wurde geradezu zur geistigen Gegenfigur, die zu befeinden der Militärhistoriker auch nach dem Krieg nicht müde wurde.<sup>15</sup>

12 Zu Delbrück im Weltkrieg vgl. Annelise Thimme, *Hans Delbrück*, S. 116 ff., sowie Arden Bucholz, *Hans Delbrück and the German Military Establishment*, Iowa City 1985, Kap. 4, S. 86 ff.; zu den Intellektuellen im Weltkrieg: Kurt Flasch, *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg*, Berlin 2000, sowie Stefan Meineke, *Friedrich Meinecke. Persönlichkeit und politisches Denken bis zum Ende des Ersten Weltkriegs*, Berlin/New York 1995.

13 Vgl. zur Weltmacht- und zur Flottenpolitik Annelise Thimme, *Hans Delbrück*, S. 101 ff.

14 Die uneingeschränkte Unterstützung der Tirpitzschen Flottenpolitik wich allerdings seit 1907 einer reservierteren Haltung und schlug 1912 in Gegnerschaft einer neuen Flottennovelle um.

15 Vgl. Hans Delbrück, *Ludendorffs Selbstporträt*, Berlin 1922, eine scharfe Abrechnung mit den Kriegerinnerungen des Feldherrn. Zur Auseinandersetzung Delbrücks mit den Memoiren sowohl von Ludendorff als auch von Tirpitz und Falkenhayn in der Nachkriegszeit vgl. W. Deist, »Hans Delbrück«, S. 382 f.

Waren der Ludendorff-Kult und die »Dolchstoßlegende« die eine Seite, gegen die Delbrück seit 1919 polemisch zu Felde zog, so war die »Kriegsschuldlüge« die andere. Wieder einmal hielt der liberale Kritiker den Platz zwischen allen Stühlen besetzt, repräsentierte »die Mitte« und diente dabei, wie Andreas Hillgruber bemerkte, eher der Sache der gemäßigten Rechten.<sup>16</sup> Die Morgenröte der ersten deutschen Republik sah Delbrück auf der Höhe seiner kombinierten Wirksamkeit als politischer Publizist und historischer Forscher – aber auch neuerlich als Zielscheibe heftigster Attacken: Im selben Jahr, in dem er den vierten und letzten Band der »Geschichte der Kriegskunst« in Druck gab, 1920, wurde er in die vom Reichstag eingesetzte »Historische Kommission für das Reichsarchiv« berufen – den Ausschuss zur Untersuchung der Ursachen des deutschen Zusammenbruchs. In dieser Funktion untersuchte er die politischen und strategischen Operationen der letzten Kriegsmomente. In seinen beiden Berichten von 1922 griff er Argumente auf, die er bereits in den »Preußischen Jahrbüchern« während der Kriegszeit gebraucht hatte, aber damals aus Furcht vor der Zensur kaschieren musste. Der Hauptvorwurf gegen die militärische Führung Deutschlands lautete, nicht begriffen zu haben, dass angesichts des wirtschaftlichen und militärischen Potentials des Reiches im Jahr 1918 ein Vernichtungsfeldzug nicht mehr möglich war – und darüber hinaus keinerlei Verständnis für die notwendige Einheit von Strategie und Politik aufgebracht zu haben.<sup>17</sup>

<sup>16</sup> Vgl. Andreas Hillgruber, »Hans Delbrück«, S. 44. Vgl. auch Arden Buchholz, *Hans Delbrück*, S. 121 ff.

<sup>17</sup> Abgedruckt in *Das Werk des Untersuchungsausschusses der Deutschen Verfassungsgebenden Nationalversammlung und des Deutschen Reichstages 1919–1926. Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918*, Berlin 1920–1929, Bd. 3, S. 239–273. Vgl. auch Gordon Craig, »Delbrück: The Military Historian«, in Peter Paret (Hg.), *Makers of Modern Strategy from Machiavelli to the Nuclear Age*, Princeton 1986, S. 350. Zur Auseinandersetzung Delbrücks mit den Memoiren von Ludendorff, Tirpitz und Falkenhayn in den ersten Nachkriegsjahren vgl. W. Deist, »Hans Delbrück«, S. 382 f.

In beiden Punkten schloss sich, von den meisten Zeitgenossen unbemerkt, der Kritiker der Obersten Heeresleitung wieder an den Historiker der Kriegskunst an.

Bei allem politischen Engagement, aller polemischen Energie verstand es der Kritiker Delbrück, den Professor Delbrück nicht ganz aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit zu verdrängen. Aus der Tätigkeit des Wissenschaftlers bezog die des Publizisten ihre theoretischen Richtlinien, aber auch ihre Legitimation. Zudem hatte bereits der Hochschullehrer Delbrück eine im Rahmen seines Staates zentrale und spannungsreiche Position bezogen. Wissenschaft und Wehrkraft, so hatte Adolf Harnack in seiner Denkschrift des Jahres 1910 verkündet, seien die Säulen, auf denen die Größe und die Macht des Deutschen Reiches beruhten, jetzt und in Zukunft. Wissenschaft und Wehrkraft waren aber auch die Säulen, auf denen sein Freund und Schwager Hans Delbrück<sup>18</sup> – bei aller Zerrissenheit, die ihn von der diplomatischen Glätte des Mandarins Harnack unterschied – ein eigenes wissenschaftliches Reich errichtet hatte: Wie keinem zivilen Gelehrten vor ihm, war es Delbrück gelungen, in das Territorium der professionellen Strategen des Generalstabs einzudringen und dort seine wissenschaftlichen Feldzeichen aufzustellen, sprich seine Kompetenz zu behaupten. Dieser Krieg der Fakultäten war kein kleines Scharmützel, es war der vierzigjährige Krieg eines einzelnen Historikers gewesen.

### *Die Entdeckung der Ermattung*

Die Leidenschaft für Politik hatte Hans Delbrück begleitet, so weit er sich zurückerinnern konnte. Früh erwacht war auch sein Interesse am Militärischen – wie sollte es anders sein bei jemand, dessen Adoleszenz mit der Zeit der deutschen Einigungskriege

<sup>18</sup> Zum Verhältnis Delbrück-Harnack vgl. Hartmut Lehmann, »Über vierzig Jahre kamen sie Sonntag für Sonntag, mit ihren Frauen, zusammen: Adolf von Harnack und Hans Delbrück«, in: *Adolf von Harnack 1851–1930*, hrsg. von Kurt Nowak, Göttingen, erscheint demnächst.

zusammenfiel? Am dritten und letzten, dem Krieg gegen Frankreich, nahm der Bonner Student selbst teil, kämpfte bei Gravelotte und belagerte Metz. Wenige Jahre später führte ihn die Beschäftigung mit dem Strategen der Befreiungskriege, Neidhardt von Gneisenau, seinem wissenschaftlichen Hauptthema, der Geschichte des Kriegswesens, zu. Doch erst die Lektüre von Clausewitz, dessen nachgelassenes Hauptwerk, »Vom Kriege«, nach 1871 als die »Bibel von Königgrätz« galt, öffnete Delbrück die Augen für den notwendigen Zusammenhang von Politik und Krieg. Der Primat der Politik oder vielmehr die »Einheit von Politik und kriegerischer Aktion, die das Wesen der Strategie ausmacht«<sup>19</sup>, sollte künftig sowohl seinen militärkritischen und politischen Einlassungen wie seinen militärhistorischen Studien als Prinzip zugrunde liegen. Delbrück, der Exeget eines nüchternen, analytischen und kritischen Clausewitz, sah sich in die Rolle gedrängt, den Theoretiker des Krieges gegen dessen blinde Verherr in Schutz zu nehmen.

Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wundert sich niemand mehr darüber, wenn das, was bei Delbrück »Geschichte der Kriegskunst« hieß, von zivilen Fachleuten, also kritischen Historikern betrieben wird. »Die Chance einer zivilistischen Aneignung der Militär- und Kriegsgeschichte«, schreibt einer der Anreger der neuen Militärgeschichte unserer Tage, »war noch nie so groß wie heute. Wir sind auf dem Weg einer möglichen Integration der Militär- und Kriegsgeschichte in die allgemeine Geschichte.«<sup>20</sup>

Zu Delbrücks Zeit sah das anders aus. Im Zeitalter der Einigungskriege und eines sich professionalisierenden Offizierskorps lag die Geschichtsschreibung der Kriege, der Waffentech-

19 H. Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. IV, S. 599.

20 Gerd Krumeich, »Sine ira et studio? Ansichten einer wissenschaftlichen Militärgeschichte«, in Kühne und Ziemann (Hgg.), *Militärgeschichte heute*, erscheint demnächst.

nik und der Feldzüge noch unbestritten in der Hand der Militärs. Studierten und lehrten sie das Fach, so taten sie es in der Erwartung, aus den Exempla der Geschichte das Wissen für Gegenwart und Zukunft zu erwerben. Anders als den Wissenschaften fehlte dem Militär das praktische Studierfeld des Labors und die Möglichkeit des Experiments. Die Wirklichkeit des jeweils nächsten Gefechts lag im Dunkeln – ein Dunkel, das sich allenfalls durch systematische Erforschung der Geschichte und die Simulation des »Kriegsspiels« ein wenig erhellen ließ. Deshalb wurde die Kriegsgeschichte in Preußen zum unbestrittenen »Gipfel der auf der Kriegsakademie zu erteilenden kriegerischen Bildung«, und in dieser Wertschätzung wusste sich der preussische und später deutsche Generalstab mit Clausewitz einig, der das Fach stets als wichtigste Schule des militärischen Intellekts betrachtet hatte.<sup>21</sup>

Dies Feld der Kriegsgeschichte, das ein Jahrzehnt nach dem Feldzug in Frankreich vorrangig von Generalstäblern bestellt wurde, betrat Delbrück, der Schüler Rankes, Droysens und Sybels, mit Einfallsreichtum, Temperament – und mit dem festen Willen, den Standards einer kritischen Wissenschaft Geltung zu verschaffen. Im selben Jahr, in dem seine Hauslehrerzeit am Hof Friedrichs III. endete, 1879, brach Hans Delbrück einen Streit vom Zaun, der ihn über drei Jahrzehnte begleiten, alsdann auf den Seiten seiner »Geschichte der Kriegskunst« nachrollen und endlich als »Strategiestreit« in die Geschichtsbücher eingehen sollte.<sup>22</sup> Oberflächlich betrachtet nichts als ein Historikerstreit um den Stil der friderizianischen Kriegführung, ging es doch um mehr: um die historische Legitimation der Einigungskriege, um den Anspruch auf die gültige Auslegung Clausewitz'

<sup>21</sup> Vgl. das exzellente 9. Kapitel (»Clausewitz as Historian«) in Peter Paret, *Understanding War*, S. 130 ff.

<sup>22</sup> Vgl. die eingehende Studie von Sven Lange, *Hans Delbrück und der 'Strategiestreit'. Kriegführung und Kriegsgeschichte in der Kontroverse 1879–1914*, Freiburg i. Br. 1995.

und schließlich um die Rolle der Militärgeschichte als Generalstabswissenschaft oder als Teil der allgemeinen Historie. Letzten Endes stand das Deutungsmonopol auf Friedrich und die preußische Geschichte auf dem Spiel: also wahrlich keine Kleinigkeit.

Der Streit begann 1879 mit einer Attacke auf Adalbert von Thaysens Kommentar zum Militärischen Testament Friedrichs des Großen. In seiner Rezension stellte Delbrück die Behauptung auf, Friedrich habe die Schlacht als wichtigstes Mittel zur Entscheidung des Krieges prinzipiell abgelehnt: »Friedrich hat immer und zu allen Zeiten, wie das schon Clausewitz betont hat, die Schlacht als ein Uebel angesehen, dem man sich im Notfall unterziehen müsse.« Friedrich sei kein moderner »Niederwerfungsstrategie« gewesen, welcher die Entscheidung um jeden Preis gesucht, sondern ein »Ermattungsstrategie«, der sie zu vermeiden oder allenfalls als Mittel neben anderen anzuwenden gewußt habe.<sup>23</sup>

Delbrücks Sicht des Preußenkönigs als Ermattungsstrategen, die er über Jahre hin ausarbeitete und vertiefte, stand in krassem Gegensatz zur offiziellen kriegsgeschichtlichen Darstellung, die ihn als schlachtenfreudigen Vorläufer Napoleons und des älteren Moltke behandelte. Sie rief die Empörung der Militärs hervor – und eine Flut von Entgegnungen und Polemiken. Mit seinem Angriff auf die Geschichtsschreibung des Generalstabs habe Delbrück, so schrieb Andreas Hillgruber, gegen zwei Tabus auf einmal verstoßen – gegen das heroisierende Friedrich-Bild und gegen das den Militärs teure »Dogma der Vernichtungsschlacht«.<sup>24</sup> Mehr als eine Attacke auf die Dogmen der Kriegsgeschichte aber stellte Delbrücks Operation einen Frontalangriff auf die Geschichtsdeutung des Kaiserreichs dar, dem der Staat Friedrichs zum allgemeinen Vorbild wurde und die Einigungskriege »als eine logische Fortsetzung der friderizia-

<sup>23</sup> Vgl. ebda., S. 83 ff.

<sup>24</sup> Vgl. A. Hillgruber, »Hans Delbrück«, S. 45.

nischen Kriege«<sup>25</sup> erschienen. Ein Anschlag auf Friedrich bedeutete in dieser Lage geschichtspolitischen Hochverrat.

Was aber besagte die Rede vom Ermattungskrieg? In militärischen Ohren konnte die Vokabel nicht gut lauten, deutete sie doch ein nicht gerade schneidiges Verhalten an – »Ermattung« klang nach Effemination oder orientalischer Trägheit. Sollte der Begriff der Physik oder der Physiologie entstammen, Bereichen, in denen das neunzehnte Jahrhundert seine jungen Entdeckungen der Energieerhaltung und der animalischen Ermüdung formulierte?<sup>26</sup> Hatte der Theoretiker Delbrück etwa Kenntnisse der Thermodynamik auf die Kriegsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts appliziert? Mag sein, dass hier ein solcher epistemologischer Transport stattfand. Schärfer als seine historischen und kriegswissenschaftlichen Vorläufer jedenfalls betonte Delbrück den Gegensatz zwischen den »Kabinetts-« oder »Manöverkriegen« des Ancien Régime (deren Vielfalt er dem einheitlichen Konzept der Ermattung subsumierte) und den schnellen, offensiv geführten Kriegen der napoleonischen und nachnapoleonischen Zeit, die ihren Zweck in der Niederwerfung des Gegners und ihr Mittel in der Vernichtungsschlacht fanden. Den Bruch mit der offiziellen Historiographie des Generalstabs vollzog Delbrück, als er Friedrich den Titel des ersten Niederwerfungsstrategen der neueren Geschichte (und insofern Vorläufer Napoleons und Moltkes) bestritt und unter Aufbietung aller verfügbaren Zeugnisse den Nachweis führte, dass Friedrich ein zwar geschickter, gleichwohl aber konventioneller Manöverstratege im Geist seiner Zeit gewesen war.

Vierzig Jahre nach dem Beginn des »Strategiestreits« glommen die Feuer von einst immer noch. Auf der letzten Seite des letzten Bandes seiner »Geschichte der Kriegskunst«, der 1920

25 S. Lange, *Hans Delbrück*, S. 70.

26 Vgl. dazu Anson Rabinbach, *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, Berkeley u. Los Angeles 1990.

erschien, kehrte Hans Delbrück zum Schauplatz eines lebenslangen Gelehrtenkriegs zurück und rief sich selbst zum Sieger aus: »Ihren Höhepunkt und Abschluß findet die Epoche in Friedrich dem Großen. Man hat diesem lange eine besondere Stellung anweisen wollen, indem man ihn charakterisierte als den Vorläufer Napoleons. Diese Formulierung haben wir als falsch erkannt und verworfen. Friedrich war nicht ein Vorläufer, sondern ein Vollender.«<sup>27</sup> Zugleich berief sich Delbrück erneut auf die Autorität Clausewitz', der in seiner »Nachricht« von 1827 davon gesprochen habe, dass es »zwei Arten des Krieges« gebe – eine, die auf die vollständige Niederwerfung des Gegners abziele, und eine andere, die es bloß auf periphere Eroberungen an den Grenzen des Reiches abgesehen habe. Clausewitz, so fuhr Delbrück fort, sei zu früh gestorben, um dieses Prinzip der Kriegswissenschaft in einer Revision seines Werkes zu verwirklichen: »Die Lücke, die er gelassen hat, auszufüllen, war eine der Aufgaben des vorliegenden Werkes.«<sup>28</sup>

Schon bald nach dem Ausbruch des Streits hatte Delbrück den Gegensatz von Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie weiter differenziert. In einer kühn vergleichenden Studie über die Strategie des Perikles und diejenige Friedrichs des Großen von 1890 hatte er beim zweiten Teil des Gegensatzpaares, der Ermattung, eine Art Wegegabel ausgemacht: Während die Niederwerfungsstrategie nur einen »Pol« kannte, die Vernichtung der gegnerischen Heermacht, besaß die Ermattungsstrategie deren zwei: Je nach Lage der Kräfte und der politischen Absichten

27 H. Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. IV, S. 599. Auch auf Seiten der zivilen Historiker erlischt um 1920 der Streit um den von Delbrück postulierten Gegensatz von friderizianischer und napoleonischer Strategie. Zu den letzten, schon sehr ausgewogenen Äußerungen gehört Otto Hintze, »Delbrück, Clausewitz und die Strategie Friedrichs des Großen. Eine Erwiderung«, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte*, 33 (1921), S. 131 ff. und 412 ff.

28 H. Delbrück, ebda.

konnte der Ermattungsstrategie manövrieren oder schlagen, dem Gefecht aus dem Wege gehen oder es herbeizuführen suchen.<sup>29</sup> Die historische Entwicklung dieser »doppelpoligen Strategie« zu verfolgen, sollte eines der Leitmotive der »Geschichte der Kriegskunst« werden. Man kann darin einen geschichtsphilosophischen Gedanken des Hegelianers Delbrück erkennen: War nicht die Einsicht des Subjekts, auch unter Bedingungen des Krieges über Handlungsalternativen zu verfügen, ein entscheidender Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit? Die doppelpolige Ermattungsstrategie war in sich komplexer und ließ sowohl der Reflexion wie dem Handeln größeren Spielraum: Eben dies begründete in Hans Delbrücks Augen ihren historischen Vorzug.<sup>30</sup>

Dass hier nicht eine späte Blüte vom Baum des deutschen Idealismus gepflückt, sondern eine theoretische Figur entworfen war, die auf aktuelle Lagen reagierte und auf Gegenwartserkenntnis zielte, sollte sich freilich erst in Delbrücks Kritik der deutschen Strategie im Ersten Weltkrieg zeigen. Um so erstaunlicher, dass die bisherige Delbrück-Forschung (mit Ausnahme der Studie von Arden Bucholz<sup>31</sup>) an den Brücken zwischen Delbrücks historischem Werk und seinem kritischen Geschäft vorbei gegangen ist. Wieder ist es verblüffend zu sehen, wie Delbrück angesichts der Erstarrung der Fronten schon Ende 1914 an

<sup>29</sup> Vgl. Hans Delbrück, *Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen*, Berlin 1890, S. 27 f. Vgl. dazu auch G. Craig, »Delbrück: The Military Historian«, S. 341 ff., sowie S. Lange, Hans Delbrück, S. 96 f.

<sup>30</sup> Dass die Ermattungsstrategie selbst alles andere als matt war oder gar, wie von den Niederwerfungsstrategen des Generalstabs unterstellt, zum Defätismus neigte, bezeugt das frühe und überzeugte Engagement Delbrücks in der Flottenfrage; vgl. A. Thimme, *Hans Delbrück*, S. 101 ff.. Vgl. auch Delbrücks entschiedene Absage an die pazifistischen Befürworter einer Abrüstung in »Zukunftskrieg und Zukunftsfriede«, *Preussische Jahrbücher*, Bd. 96, Mai 1899.

<sup>31</sup> Wie Anm. 12. Hier Kap. IV, S. 86 ff.

die Waffentechnik und Strategie des achtzehnten Jahrhunderts erinnert und die Analogien der Situation herausarbeitet, die Friedrich II. dazu brachten, seine zweipolige Strategie Manöverkrieg und Offensive zu entwickeln. Aber anders als ein Rezensent des Bucholz-Buches meinte, tat Delbrück dies nicht, weil er, vielfältig engagiert in seiner Gegenwart, theoretisch nicht über den Horizont der friderizianischen Feldzüge hinaussah.<sup>32</sup> Im Gegenteil: Der Historiker, der nicht müde wurde, auf die Differenz der historischen Situationen hinzuweisen, suchte nach einer neuen doppelpoligen Strategie für die Gegenwart. Sie sollte den Krieg wieder führbar machen, ihn in Bewegung und zu einem Ende bringen.<sup>33</sup>

Es mutet wie eine zynische Pointe der Geschichte an, dass Delbrück, dessen gesamtes Denken um das Problem der militärischen Bewegung kreiste, ausgerechnet bei demjenigen Truppenführer Gehör fand, dessen Name zum Synonym wurde für den blutigsten Stellungskrieg der Westfront: Erich von Falkenhayn. Der intelligente Oberkommandierende, Nachfolger des jüngeren Moltke, war gegen Ende des Jahres 1915 zu derselben Auffassung gelangt wie Delbrück sie, soweit die Zensur es zuließ, in den »Preußischen Jahrbüchern« vertrat: dass die Lage der deutschen Truppen und ihrer Verbündeten einen Vernichtungssieg ausschloss.<sup>34</sup> Niemand kennt den Inhalt des Gesprächs, das Falkenhayn und Delbrück führten, als sie sich in der dritten Januarwoche des Jahres 1916 trafen – zu einem Zeitpunkt, als

<sup>32</sup> Vgl. Peter Winzens Besprechung von A. Bucholz, *Hans Delbrück*, in: *Historische Zeitschrift* Bd. 243, 1986, S. 701 f.

<sup>33</sup> Vgl. H. Delbrück, »Das Zahlenübergewicht unserer Gegner und die Politik Belgiens. Die strategische Lage Ende Dezember 1914«, *Preußische Jahrbücher*, Januar 1915; vgl. auch A. Bucholz, *Hans Delbrück*, S. 90.

<sup>34</sup> Bereits am 2. 8. 1915 war Falkenhayn auf Vorschlag von Delbrück die Ehrendoktorwürde der Friedrich-Wilhelms-Universität verliehen worden; vgl. Holger Afflerbach, *Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich*, München 1994, S. 313. Leider geht Afflerbach in seiner ausgezeichneten Studie den intellektuellen Verbindungen von Delbrück und Falkenhayn nicht nach.

Falkenhayn bereits tief in den Vorbereitungen für den Angriff auf Verdun steckte.<sup>35</sup> Delbrück, so scheint es, hat sich von Falkenhayn eine Rückeroberung des strategischen Denkens – durch taktische und politische Beweglichkeit – erhofft. Es muss ihn erschüttert haben zu sehen, wie in der Folge aus seinem Konzept der »Ermattung« die grausame Wirklichkeit des »Weißblutens« wurde.<sup>36</sup>

Den wirklichen Bruch mit der Welt von Clausewitz – die auch Hans Delbrücks Welt war – vollzogen aber weder der »Ermattungsstrategie« Falkenhayn noch die »Niederwerfungsstrategen« der Moltke- und Schlieffenschule. Beriefen nicht auch die Schlieffenschüler sich auf die Darstellung der Schlacht von Cannae, die Delbrück im ersten Band seiner Kriegsgeschichte gegeben hatte – jenem Cannae, Höhepunkt der antiken Kriegskunst, dem seine Schilderung zu einem wundersamen Nachleben in den Sandkästen der Kriegsakademien und den Köpfen der strategischen Planer bis zu den Panzerschlachten des Zweiten Weltkriegs verholfen hat?<sup>37</sup> Und war nicht Graf Schlieffen selbst von der Lektüre Delbrücks zu eigenen Studien über Cannae angeregt worden, deren inzitative Bedeutung für seine strategischen Planungen für jedermann sichtbar auf der Hand lag? Doch diese Auslegungen der Geschichte auf die Gegenwart spielten sich allesamt noch im Rahmen der Clausewitz-Welt ab, in der der Krieg ein Instrument der Politik war und nicht umgekehrt. Erst der Übergang zum »totalen Krieg« unter der faktischen Militärdiktatur der dritten Obersten Heeresleitung, ließ diese Welt, wie Delbrück richtig sah, unwiderruflich versinken.

35 Vgl. A. Bucholz, *Hans Delbrück*, S. 95.

36 Sehr verhalten spricht Delbrück nach dem Krieg in den *Preußischen Jahrbüchern* (180, 1920, S. 280) von der »Überspannung« des Gedankens von der Ermattungsstrategie vor Verdun, die zu »Falkenhayns Verhängnis« geworden sei.

37 Vgl. Jehuda L. Wallach, *Das Dogma der Vernichtungsschlacht*, Frankfurt am Main 1967.

*Um der Weltgeschichte willen*

Seit den ersten selbständigen Schritten als Wissenschaftler war Delbrück immer weiter auf das Territorium der Historiker in Uniform vorgedrungen, um dort, allen Schmähungen als »Zivilstrategie« zum Trotz, seine Autorität zu behaupten. Er tat das nicht in der Absicht, Soldaten eine Belehrung für ihre Praxis zu erteilen. Zwar war ihm die Wertschätzung bekannt, die sowohl Napoleon wie Clausewitz der Kriegsgeschichte als Lehrmeisterin entgegengebracht hatten. Aber von den ersten Zeilen der »Geschichte der Kriegskunst« an betonte Delbrück, bis in den Ton hinein ein großes Vorbild imitierend, »so hohe Ziele« nicht zu verfolgen: »Ich bin nichts als Historiker und wollte ein Werk für Geschichtsfreunde und Hilfsbuch für Historiker im Geiste Leopold Rankes schreiben.«<sup>38</sup> Und wieder im selben Tenor, zwanzig Jahre später, zu Beginn des vierten und letzten Bandes: »Nicht um der Kriegskunst willen ist dieses Werk geschrieben worden, sondern um der Weltgeschichte willen. Wenn Militärs es lesen und daraus Anregungen entnehmen, so kann mir das nur recht sein und ist mir eine Ehre; geschrieben aber ist es für Geschichtsfreunde von einem Historiker.«<sup>39</sup>

Delbrück vollzog auf diese Weise, was man drei Generationen später einen »epistemologischen Schnitt« nennen sollte: Er setzte sich radikal ab von allen »applikatorischen« Ansätzen in der Kriegsgeschichte, die das Wissen militärischer Nutzanwendung zugänglich machen wollten. Dann sollte, zweitens, die Geschichte der »Kriegskunst« für sich betrachtet, nach erkennt-

<sup>38</sup> H. Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. I, S. LVI.

<sup>39</sup> H. Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. IV, S. 10 f. Freilich schloß das nicht aus, gelegentlich, en passant, den Praktikern eins auf den Hut zu geben: »Wir haben hier also wieder einmal den gar nicht so seltenen Fall, dass hervorragende Praktiker, die versuchen, die Probleme ihrer Zeit theoretisch zu erfassen, damit nicht fertig werden: sie vermögen sich das, was sie sehen und verstehen, doch nicht begrifflich und kausal zu erklären.« (*Geschichte der Kriegskunst*, Bd. IV, S. 182.)

nisleitenden Prinzipien durchforscht und systematisch dargestellt werden. Sie sollte sich zu einer eigenständigen Disziplin bilden, deren Standards der historischen Wissenschaft entsprächen, die sich zwischen 1820 und 1830 in mehreren Ländern Europas durchgesetzt hatte. Die dergestalt selbständig gewordene Militärgeschichte aber sollte, drittens, wieder ihren Platz einnehmen im weiten Rahmen der Universal- oder Weltgeschichte, mit der sie durch tausend Fäden wechselseitiger Bedingung verbunden war.

Den größeren Zusammenhang, in dem seine Militärgeschichte stand, konnte Hans Delbrück erst spät für jedermann sichtbar machen: Mitte der zwanziger Jahre veröffentlichte der fleißige Emeritus innerhalb von fünf Jahren eine fünfbandige »Weltgeschichte«. <sup>40</sup> Freilich, auch die universalgeschichtliche Perspektive, die Delbrück hier bot, wies erneut dem militärischen, kriegerischen Anteil menschlichen Handelns einen prominenten Platz zu – das war nun einmal die Domäne, auf der er über die gediegensten Spezialkenntnisse verfügte. Um so deutlicher aber traten im Spiegelbild der »Weltgeschichte« die Charakterzüge der »Geschichte der Kriegskunst« hervor: Von Anfang an hatte Delbrück Militärgeschichte sowohl als eigenständigen Entwicklungszweig wie als integralen Teil der Weltgeschichte betrieben. Der Anspruch, den der Titel des Werkes bei Erscheinen des ersten Bandes im Jahr 1900 erhoben hatte – dass hier Kriegsgeschichte *im Rahmen der politischen Geschichte* erörtert werde – sollte das Vorwort des vierten, 1920 publizierten Bandes bekräftigen und erweitern.

»Die Erkenntnis der Wechselwirkung zwischen Taktik, Strategie, Staatsverfassung und Politik«, so begann Delbrück selbstbewußt, »wirft ihr Licht auf den Zusammenhang der Universalgeschichte und hat Vieles, was bisher im Dunkel lag oder

<sup>40</sup> H. Delbrück, *Weltgeschichte*, 5 Bde., Berlin 1923–1928. Vgl. die eingehende Würdigung des der Antike gewidmeten Teils bei Karl Christ, »Hans Delbrück«, S. 183 ff.

verkannt wurde, aufgehellte.« Erneut betonte er die Autonomie der historischen Wissenschaft gegenüber dem militärischen Wissen, um dann fortzufahren: »Ich würde sogar nichts dagegen haben, wenn man dieses Werk, das den Krieg behandelt und noch dazu ausdrücklich im Rahmen der politischen Geschichte, doch in die Kategorie der kulturgeschichtlichen Werke einordnen wollte. Denn die Kriegskunst ist eine Kunst wie die Malerei, die Baukunst oder die Pädagogik, und das ganze kulturelle Dasein der Völker wird in hohem Grade bestimmt durch ihre Kriegsverfassungen, die wiederum mit der Technik des Krieges, der Taktik und Strategie zusammenhängen. Alles steht in Wechselwirkung miteinander ...«<sup>41</sup>

Alles steht in Wechselwirkung miteinander: deutlicher konnte sich der hegelsche Geist des Delbrückschen Unternehmens kaum aussprechen. Delbrück war Hegelianer mütterlicherseits; sein Großvater, der Professor der Philosophie Leopold von Henning, war ein Schüler des großen Dialektikers gewesen. Und als dialektisch im besten Sinne darf man Delbrücks Denken sicherlich bezeichnen: Einen feineren, wacheren Sinn für komplizierte Zusammenhänge, notwendige Voraussetzungen, Bedingungen der Möglichkeit, das Spiel von Aktion und Reaktion, für ironische Verkehrungen ins Gegenteil des Beabsichtigten, aber auch für tragische Abläufe und schicksalhafte Verkettungen, kurz für den rationalen wie den irrationalen Wellenschlag der Geschichte findet man nicht leicht bei einem anderen seiner Zeitgenossen, Vorgänger oder Nachfolger. Delbrück besaß das seltene Ingenium für die Physik der Kräfte, der sichtbaren wie der unsichtbaren Bewegungskräfte in der Geschichte, das den großen Historiker auszeichnet.

Dabei stand stets, auch dies ein hegelscher Gedanke, der Gedanke der »Kriegsverfassung« im Mittelpunkt. Wer das *régime militaire*, wie ein Franzose gesagt hätte, durchschaute, der hielt

den Schlüssel zur gesamten Verfassung von Staat und Gesellschaft, ja, wie Delbrück selbst in dem zitierten Vorwort behauptete, zur Kultur im weitesten Sinn in der Hand.<sup>42</sup> Umgekehrt ließen sich Rüstung und Rekrutierung, Kampfesweise und Stellung der Soldaten, kriegerischer Geist und militärischer Wert einer Nation nur begreifen, wenn man sie vor dem Hintergrund von deren Staats- und Regierungsform, Rechts- und Besitzverhältnissen, Bildung und Moral begriff. Wie ein Brennglas bündelte dergestalt die »Kriegsverfassung« einer Nation deren gesamtes politisches, soziales und kulturelles Licht.

Man darf das nicht so verstehen, als habe Delbrück von der Perspektive des Militärischen her bewußt oder unbewußt einer *histoire totale* der okzidentalen Gesellschaften zugestrebt. Aber er besaß ein Gespür dafür, dass es im Verhältnis von Militär, Politik, Gesellschaft und Mentalität einer Zeit Kernfragen gab – und Schlüsselbegriffe, die sich nur finden ließen, wenn man den Blick für das Ganze und die Wechselwirkung aller Teile miteinander nicht verlor. Dazu gehörte beispielsweise die Frage der Disziplin der neuzeitlichen Heere, in der sich äußere Ordnung und Führbarkeit des Truppenkörpers mit Zuverlässigkeit und innerer Motivation des einzelnen Kämpfers verbanden.<sup>43</sup> In der Art und Weise, in der Delbrück im vierten Band seiner »Geschichte der Kriegskunst« diese Grundvoraussetzung militärischer Modernisierung aus der Fülle des Quellenstoffs heraus-

42 Dabei konnte durchaus der Fall eintreten, dass die Geschichte eines Volkes sich eine zeitlang im Gegensatz zu ihrem inneren Prinzip entwickelt. Ein Beispiel ist die deutsche Wehrverfassung der frühen Neuzeit, bei der laut Delbrück über zweihundert Jahre lang Theorie und Praxis im Gegensatz zueinander stehen: »Theoretisch hantiert man fortwährend mit Lehnsdienst, Bürgeraufgebot und Miliz – praktisch werden die Kriege geführt von Söldnern.« (*Geschichte der Kriegskunst*, Bd. IV, S. 309).

43 Den »entscheidenden Begriff«, nämlich die römische Disziplin, nicht herausgefunden zu haben, ist ein Vorwurf, den Delbrück dem ansonsten als Historiker geschätzten Machiavelli macht; vgl. *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. IV, S. 139.

schält, zeigt sich eine selten glückliche Verbindung von naturwissenschaftlicher Beobachtungsgabe und analytischem Scharfsinn, man könnte auch sagen: von Positivismus und Geschichtsdiagnostik.

Denn so wichtig auch Hegels Rechts- und Staatsphilosophie für die intellektuelle Erziehung des jungen Historikers gewesen waren – nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war das hegelsche Universum kein geschlossener Kosmos mehr. In den Methoden, deren Delbrück sich bediente, traten Elemente zutage, die über die Welt des deutschen Idealismus und seiner Geschichtsphilosophie hinauswiesen. Sie mochten der Geisteswelt der aufblühenden Naturwissenschaften, der Welt Boltzmanns, Helmholtz' und Virchows entstammen oder Bruchlinien und Umwälzungen in den Geisteswissenschaften selbst anzeigen; auf den unmittelbaren Einfluß Hegels ließen sie sich nicht mehr zurückführen. Hierzu gehörten Delbrücks ausgeprägtes Interesse an Zahlenangaben in der Geschichte und sein Stil der historischen Kritik ebenso wie seine unkonventionelle und gelegentlich wilde Komparatistik.

Wie jeder schöpferische Geisteswissenschaftler in Deutschland hatte Delbrück ein Faible für Methodenfragen. Es gelang ihm sogar, eine eigene Variante der historischen Kritik zu lancieren und mit seinem Namen zu verbinden: die sogenannte »Sachkritik«. Eher ein Supplement der philologischen Textkritik als deren Widerpart<sup>44</sup>, richtete sich diese Form der Kritik auf die »sachlichen Bedingungen, die technischen Möglichkeiten der Ereignisse«<sup>45</sup>. Wie die Textkritik ging auch die Sachkritik von der schriftlichen Überlieferung aus, unterzog dann aber deren Angaben einer Prüfung auf materielle und personelle Richtigkeit, ja zunächst einmal auf ihre bloße Möglichkeit hin. Und hier kamen Delbrücks kühne Vergleiche ins Spiel. »Es bedeutete«, bemerkt Karl Christ treffend, »für die Zeitgenossen eine Revolu-

<sup>44</sup> So sah es Delbrück selbst in der Vorrede der *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. I, S. XLIX.

<sup>45</sup> Ebda.

tion, dass Delbrück zur Lösung der Probleme der antiken Kriegsgeschichte Analogien der Burgunder- und der Freiheitskriege heranzog, dass er die Länge der Marschkolonnen eines modernen Armeekorps, Bestimmungen des preußischen Reglements »Vorschriften über das Turnen der Infanterie« oder Ergebnisse eines »Sarissen-Exerzierens« der Berliner Akademischen Turnvereine zu Beweismitteln für die Kriegsgeschichte des Altertums erhob.«<sup>46</sup>

Das erste Opfer dieser unorthodoxen Sachkritik wurden die Zahlenangaben der antiken Autoren: Herodot, Polybios, Livius und Caesar, denen Delbrück wenig Respekt erwies und die er ungerührt nach unten korrigierte. Das Ergebnis waren die »kleinen Heereszahlen«: Die Heere der Perserkriege und des Alexanderzuges mussten ebenso wie die römischen, karthagischen und gallischen Verbände ihrem zahlenmäßigen Umfang nach wesentlich niedriger angesetzt werden, als es die antiken Berichterstatter taten.<sup>47</sup> Hinter manchen Zahlenangaben steckte der propagandistische oder mythenbildende Wunsch, die Bedeutung der eigenen Leistung zu erhöhen, indem man Zahl und Gewicht des Gegners übertrieb, hinter anderen objektive Schwierigkeiten genauer Zählung und Abschätzung im Kriege. Manche dieser Angaben ließen sich leicht ad absurdum führen; berühmt ist Delbrücks Spott über Herodot: »Das Heer, das Xerxes nach Griechenland führte, wird von Herodot ganz genau auf

<sup>46</sup> K. Christ, »Hans Delbrück«, S. 168 f.

<sup>47</sup> Vgl. den Triumph des Legendentöters im Vorwort zur 2. Aufl. von Bd. I seiner *Geschichte der Kriegskunst*: »Es ist wirklich so gewesen, dass nicht die Perser, sondern die Griechen die an Zahl Überlegenen waren, dass Alexander nicht mit einer kleinen Schar ausging, das persische Weltreich zu erobern, sondern mit einem Heer etwa doppelt so gross wie einst das des Xerxes, dass in Rom nie nach Vermögensklassen ausgehoben worden ist, dass die Barbarenheere, die die Kulturwelt bedrohten, stets ganz klein waren, dass die Römer ihre Siege über Gallier und Germanen wesentlich mit numerischer Überlegenheit erfochten haben, dass die ritterliche Kriegsgattung bereits vor dem Lehnswesen bestand und nicht erst aus ihm erwachsen ist.«

4 200 000 Mann mit dem Tross angegeben. Ein Armeekorps, das sind 30 000 Mann, nimmt nach der deutschen Marschordnung etwa drei Meilen ein (ohne den Fuhrpark). Die Marschkolonnen der Perser wäre also 420 Meilen lang gewesen, und als die ersten vor Thermopylä ankamen, hätten die Letzten gerade aus Susa jenseits des Tigris ausmarschieren können.«<sup>48</sup>

So wie der erste Band der »Geschichte der Kriegskunst« mit der Korrektur (um nicht zu sagen Demontage) Herodots begonnen hatte, so endete er mit einer Zurechtrückung Caesars, dessen Zahlenangaben aus dem gallischen Krieg Delbrück »ungeheuerlich übertrieben« fand.<sup>49</sup> Die »Richtigstellung des Zahlen-Verhältnisses in Cäsars gallischem Krieg und was sich daraus ergibt« hielt Delbrück selbst für die wichtigste Leistung seiner antiken Kriegsgeschichte.<sup>50</sup> Wie er überhaupt in den Zahlen den Universalschlüssel zur Geschichte sah: »Die Zahlen, nicht nur die Heeres-, sondern auch die Volkszahlen, sind von der höchsten Bedeutung für alles geschichtliche Leben und Werden – wenn wir von den Zahlen bekennen müssen, dass wir sie nicht wissen, was können wir dann überhaupt von den geschichtlichen Erscheinungen mit Sicherheit sagen?«<sup>51</sup>

Sowohl sein Glaube an die geschichtsserschließende Kraft der Zahl wie seine Respektlosigkeit im Umgang mit antiken Autoren schufen dem Entzauberer abermals Feinde, die diesmal nicht dem Generalstab angehörten als vielmehr zivilen Historiker- und Philologenkreisen. Den Positivisten der Sachkritik suchte der Positivismus der gelehrten Pedanterie zu schlagen – in Gestalt des Forscherpaares Kromayer und Veith, das in systematischer Geländearbeit an den Stätten der antiken Schlachten die Annahmen Delbrücks als subjektive Annahmen und rationa-

<sup>48</sup> H. Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. I, S. 10.

<sup>49</sup> Ebda., S. 554.

<sup>50</sup> Vgl. ebda., »Vorrede«, S. LVI.

<sup>51</sup> H. Delbrück, »Geist und Masse in der Geschichte« (1912), in: *Vor und nach dem Weltkrieg*, Berlin 1926, S. 604.

listische Konstrukte zu falsifizieren suchte<sup>52</sup>. Den respektlosen Textexegeten und Philologen Delbrück bekämpfte das akademische Establishment, angeführt von Wilamowitz-Moellendorff, in der »Historischen Zeitschrift«.<sup>53</sup>

Viele dieser Kritiken trafen Delbrück und hielten ihn, wie seine Repliken in der Presse und seine Ergänzungen bei Neuauflagen zeigen, oft über Jahre weg in Atem, konnten ihn aber keinen Zentimeter weit von seinem Weg abbringen. Das mag an seinem starken, eigensinnigen Charakter gelegen haben. Es lag auch daran, dass Delbrück nicht den Krieg von der Warte des historischen Seminars betrachtete, sondern umgekehrt die Geschichte aus der Perspektive des aktuellen und jederzeit präsenten Krieges: Für Hans Delbrück war tatsächlich die Historie die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.

### *Bewegliche Körper*

Vergleicht man die »Geschichte der Kriegskunst« mit Militärgeschichten aus jüngerer Zeit, die den von Delbrück behandelten Zeitraum wenigstens teilweise abdecken, etwa Michael Howards Darstellung des Krieges in der europäischen Geschichte<sup>54</sup> oder Geoffrey Parkers Geschichte der »militärischen Revolution«<sup>55</sup>, so macht man eine überraschende Entdeckung. Es ist, als redeten Delbrück und seine geistigen Enkel von vollkommen verschiedenen Gegenständen. Zwar beschreiben alle genannten Autoren das Aufkommen der Feuerwaffen, die Geburt der Infanterie und die Einführung stehender Heere, doch könnten ihre Zugangsweisen und Erklärungsmuster nicht unterschiedlicher sein. Da der allmähliche Eintritt der europäischen Gesellschaften in die

52 Vgl. K. Christ, »Hans Delbrück«, S. 175 ff.

53 Vgl. A. Bucholz, *Hans Delbrück*, S. 33.

54 Michael Howard, *Der Krieg in der europäischen Geschichte. Vom Ritterheer zur Atomstreitmacht*, München 1981.

55 Geoffrey Parker, *Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500–1800*, Frankfurt/New York 1990.

militärische Moderne aber den Konstruktionspunkt der gesamten »Geschichte der Kriegskunst« bildet, kann ein solcher Vergleich dazu dienen, die Spezifik der Delbrückschen Perspektive zu verdeutlichen.

Am deutlichsten ist der Gegensatz zu Delbrück bei Geoffrey Parker. Für den englischen Historiker entwickelt sich die »militärische Revolution« im Europa der frühen Neuzeit in mehreren sukzessiven, einander auslösenden und bedingenden Schüben. An ihrem Beginn stehen die qualitativen und quantitativen Verbesserungen der Artillerie, die im Lauf des fünfzehnten Jahrhunderts auch Fortschritte im Festungsbau nach sich ziehen. Der Aufstieg der Infanterie führt zur Entwicklung neuer Kampfweisen und vor allem zu einer Erhöhung der Schußfrequenz. Mit den neuen Methoden der Kriegführung wiederum geht eine enorme Erhöhung in Umfang und Kopfzahl der Heere einher.<sup>56</sup> Ursächlich für die rasche Entwicklung des europäischen Militärwesens (oder »militärische Revolution«) ist in Parkers Augen zweifellos der dynamische Gegensatz von Artillerie und Festungsbau – eine Dialektik von Waffe und Panzer, die das Werkzeug oder die *hard ware* des Krieges ins Zentrum der Betrachtung stellt. Ein Blick in »den Delbrück« zeigt demgegenüber, dass der Autor keineswegs die historische Bewegkraft dieser Dialektik – die Technologie als Motor der Geschichte – ignorierte, aber gar nicht daran dachte, sie zum roten Faden der Militärgeschichte zu machen.

Delbrücks Leitgedanke militärhistorischer Forschung war die Entstehung und Entwicklung taktischer Körper, das heißt selbständiger oder kombinierter Truppenkörper, in denen der Einzelne zum Teil eines Ensembles von Mitkämpfenden und Waffen wird – eben eines »Körpers«, dessen Form indes keineswegs beliebig ist. Über die Verhaltens- und Bewegungsmuster, die ihm zwingend vorgegeben sind, ist dieser Körper zugleich

fester Bestandteil einer politisch-sozialen »Kriegsverfassung«, in die über ethische und ästhetische Wahlen auch kulturelle Elemente integriert sind. Ein solcher taktischer Körper war die antike Phalanx, die Delbrück unübertrefflich knapp charakterisiert: »Die Hopliten-Phalanx ist die natürliche taktische Form für ein kriegerisches Bürgeraufgebot. Was von dem Einzelnen verlangt wird, ist alles sehr einfach und bedarf nur geringer Übung. Der Mann lernt sich in der schweren Rüstung zu bewegen, den Speiß zu führen, Vordermann und Richtung zu halten. Irgendwelche künstlerischen Exerzitien sind nicht nötig. Das Ganze bildet einen einzigen geschlossenen Körper, der geradeaus marschiert und kurz vor dem Feinde den Anlauf zur Attacke macht; dieser Anlauf soll nach Herodot bei Marathon zum erstenmal gemacht worden sein.«<sup>57</sup>

Die »Physik« der Phalanx, wie Delbrück sie schildert, besteht darin, einen einheitlichen, kompakten Körper zu bilden, der mit ungeheurem Druck auf den Gegner eindringt und ihn zurückwirft. Aber diese primitive Festkörperphysik birgt zugleich ein Risiko, das in der Schlacht von Cannae sichtbar wurde. Der Angriff auf die umfasste Phalanx war in der Lage, deren Impetus zu vernichten: »Die ganze römische Infanterie war es gewohnt, mit der geschlossenen Phalanx vorzudrücken, bis der Feind nachgab und wich. Sobald nunmehr der Ruf ertönte ‚Angriff von hinten‘ und die letzten Glieder Kehrt machen mussten, hörte der vorwärtsschiebende Druck der Masse auf, und damit kam die ganze Phalanx zum Stehen. In diesem Augenblick war sie rettungslos verloren. Der Vorteil der numerischen Überlegenheit war paralyisiert. Er bestand ja ausschließlich in dem ungeheuren physischen und moralischen Druck, den die hinteren Glieder ausübten; der eigentliche Waffengebrauch beschränkt sich in jeder Phalanx auf einen ganz geringen Teil.«<sup>58</sup>

57 H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, Bd.I, S. 123.

58 Ebda., S. 369.

Die Lehre, die die Römer aus dieser offenkundigen Schwäche der Phalanx zogen, war eine kompliziertere Physik der kämpfenden Einheit: »Die Römer haben die Phalanx erst mit Gelenken versehen, sie dann in Treffen geteilt, endlich in eine Vielheit kleiner taktischer Körper aufgelöst, die imstande sind, bald zu einer kompakten, undurchdringlichen Einheit zusammenzuschließen, bald sich nach dieser oder jener Seite zu wenden.«<sup>59</sup> Die Voraussetzungen für diese fortschreitende Differenzierung und Artikulation waren politischer Art (die Ausweitung des Bürgerrechts) und des weiteren sozialer (Übergang zur Berufsarmee, Stellung der Centurionen) und psychologischer Natur (Disziplin). Was so einfach aussah, die »Bildung kleiner Haufen, die so fest zusammenhalten, dass sie taktische Körper bilden«, war in Wahrheit unendlich schwer gewesen: »Eine Jahrhunderte lange Entwicklung und die römische Disziplin gehörte dazu; nur dieser eine Staat des Altertums hat sie wirklich durchgeführt und hat dadurch die Herrschaft über alle anderen gewonnen.«<sup>60</sup>

Wie eine jüngere historische Parallele zu dieser antiken Entwicklung – die allmähliche Ausbildung von immer kleineren selbständig kämpfenden Einheiten – erscheint der Prozess, den Delbrück im dritten und vierten Band der »Geschichte der Kriegskunst« beschreibt. Es ist der Prozess der militärischen Modernisierung. Aber gegenüber dem, was man als seine »Präfiguration« in der Welt des Altertums ansehen könnte, ist der Gang der Moderne durch neue technische, politische und demographische Faktoren kompliziert, quantitativ erweitert und in seiner Verlaufsgeschwindigkeit gesteigert. Delbrück zeichnet die Entwicklung nach, die von der Wiederentdeckung der antiken Kriegskunst durch die Schweizer in den Burgunderkriegen bis zum modernen Gefecht der aufgelösten Schützenlinie und der

59 Ebda., S. 499.

60 Ebda.

verbundenen Waffen in den napoleonischen Kriegen führt. Wieder ist es das Verhältnis von Individuum und Masse, dem die Aufmerksamkeit des Militärhistorikers gehört. Besteht doch das moderne Massenheer, so paradox es scheint, aus lauter militärischen Individualisten, deren selbständiges Zusammenwirken das Resultat langwieriger historischer Vorgänge der Formierung und Disziplinierung ist.

Wie beim Blick auf die Phalanx ist Delbrücks Interesse an solchen Vorgängen durchaus politischer Natur. An jeder Stelle seines Werks äußert sich ein akuter historischer Sinn für die wechselnden Beziehungen von Krieg und Politik: »Die Hopliten-Phalanx entwickelt sich nach einer anderen Richtung unter den mazedonischen Königen als in der römischen aristokratischen Beamtenrepublik, und erst in Verbindung mit konstitutionellen Wandlungen gelangt diese zur Kohortentaktik. Wiederum anders als römische Kohorten fechten ihrer Natur nach germanische Hundertschaften.«<sup>61</sup>

Kein anderer Clausewitz-Leser des neunzehnten Jahrhunderts hat die Lektion vom Primat der Politik gründlicher in die eigene, historische Arbeit einfließen lassen als Hans Delbrück. Dass der Krieg nichts sei als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, hat er sich übersetzt in die Frage nach der jeweiligen Form dieser Mittel: Welche der Elemente, denen wir in der Hitze der Schlacht und auf den gewundenen Wegen der Manöver begegnen, sind mit der politischen Form des Gemeinwesens verbunden? Je weiter sich die Geschichte von den ursprünglichen Bürgeraufgeboten Athens und der römischen Republik entfernte, um so diffiziler wurde die Analyse der Beziehungen zwischen taktischem Körper und politischer Form. Trotzdem verlor Delbrücks politische Militärgeschichte nicht ihr Ziel aus dem Auge: die historischen Bedingungen zu begreifen, unter denen der Soldat des modernen Nationalstaats aufgetreten war. Die

Geburt des politischen Subjekts auf dem Schlachtfeld zu beschreiben, dies war das Ziel der »Geschichte der Kriegskunst«.

Man kann freilich diese Geschichte von der Bildung taktischer Körper auch in einem anderen, steuerungs- und informationstechnischen Sinn lesen. Zu den *obiter dicta* Delbrücks, dem nicht selten aphoristisch dichte Prägungen gelangen, gehört ein Wort über Massen und ihre Bewegung: »Eine Bewegung, die eine Schar von 1000 Mann ohne weiteres macht, ist für 10 000 Mann schon eine Leistung, für 50 000 ein Kunstwerk, für 100 000 eine Unmöglichkeit.«<sup>62</sup> Hinter dem *mot d'esprit* stand die Erfahrung desjenigen, der in der Moltke-Zeit der Massenheere und ihrer technikgestützten Logistik, im Zeitalter der Eisenbahn und des Telegraphen aufgewachsen war. Denn die Probleme der modernen Massenheere waren in erster Linie Probleme der Führung und der Koordination. Selbständig operierende Truppenteile aufzustellen und das Gefecht der verbundenen Waffen zu organisieren, schnelle Ortswechsel zu bewerkstelligen und Nachrichtenverbindungen zu halten, lange logistische Linien einzurichten und gegen Überfälle zu sichern, darin lag das Wesen der »Kriegskunst« zu jener Zeit, als Delbrück selbst den Krieg kennenlernte. In der Aufmerksamkeit, die seine »Geschichte der Kriegskunst« nicht nur der Bildung taktischer Körper, sondern auch ihrer Beweglichkeit und Führbarkeit schenkt, verrät sich der durchgehende Gegenwartsbezug dieser Historiographie. Sie *aktualisiert* die Geschichte, sie erforscht sie im Licht des gegenwärtigen Krieges.

Dieser Krieg ist längst nicht mehr ein Krieg der Disziplin oder der Stoßkraft von geschlossenen Haufen. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist der Krieg längst zu einem veritablen Informationskrieg geworden. Umgekehrt macht das komplizierte System formierter und informierter Körper, das diesen Krieg führt, auch die Geschichte intelligibel: Krieg und Ge-

schichte erhellen sich gegenseitig. Der Militärhistoriker Hans Delbrück denkt die Geschichte in der Perspektive eines Systems, das sich fortwährend weiter differenziert und über die Leistung seiner kognitiven Prozesse seine Aktions- und Reaktionsgeschwindigkeiten steigert. In dieser Perspektive gesehen, steht der Krieg der Information nicht mehr am fernen Zukunftshorizont, er liegt im Ursprung aller Kriegs- und Militärgeschichte.

Ähnlich wie die Ermattungsstrategie, die Delbrück (wieder)entdeckte und auf den Begriff brachte, tendierte somit auch seine »Geschichte der Kriegskunst« nach zwei verschiedenen Polen. An der Doppelnatur des *taktischen Körpers*, der im Zentrum dieser Kriegsgeschichte steht, zeigt sich das am deutlichsten: Dieser Körper ist zum einen ein Verbund politischer Subjekte, notwendiger Ausdruck der Kriegsverfassung eines Gemeinwesens, zum anderen aber ist er ein System beweglicher Teile, die der äußeren und inneren Steuerung und Information bedürfen. Allerdings muss man sich hüten, diesen zweiten Pol der Delbrückschen Kriegsgeschichte gegenüber dem ersten zu isolieren oder absolut zu setzen. Die Geschichte der Kriegskunst war für Delbrück nicht die Geschichte einer sich perfektionierenden Maschine oder Episteme, es war die humanistisch aufgefaßte Geschichte des militärischen Wissens und Könnens politischer Staatsbürger. Die Geschichte einer *Kunst*, die mehr war als ein Handwerk, aber weniger als eine Wissenschaft.

### »Kriegskunst« nach hundert Jahren

Hundert Jahre sind vergangen, seit der erste Band der »Geschichte der Kriegskunst« erschien, hundert Jahre, die sowohl die Natur des Krieges als auch die Kriegsgeschichte dramatisch verändert haben – so sehr, dass heute schon der Begriff der Kriegskunst obsolet, ja geradezu obszön anmutet. Wer will nach einem Jahrhundert, das seine rasanten Fortschritte bei den Massenvernichtungswaffen nur dadurch übertrumpfte, dass es die zi-

vilisatorische Entkoppelung von Krieg und Genozid rückgängig machte, noch von einer »Kunst« der Kriegführung sprechen? Die Militärgeschichte hat sich im Lauf dieser hundert Jahre entwickelt und differenziert wie andere Schulen und Genres der Historiographie auch. Sie hat die Grenzzäune zur Sozialgeschichte eingerissen; sie hat sich Rathenaus Einsicht zu eigen gemacht, dass die Wirtschaft das Schicksal des modernen Menschen ist – auch im Krieg. Sie hat neben dem kämpfenden Mann den leidenden Menschen (in den Gräben, Lagern und Fabriken, den Bunkern und bombardierten Städten) entdeckt; sie hat sich zur Mentalitätsgeschichte von kampfbereiten und von kampfwilligen Gesellschaften gemacht. Konsequent wie wenige andere Spielarten der Historie hat die Militärgeschichte vollzogen, was man in Analogie zum »linguistic turn« die *anthropologische Wende* nennen könnte: Jenseits der Geschichte der Schlachten und der militärischen Operationen hat die neue Militärgeschichte eine »Kultur des Krieges« entdeckt, die den *politischen* Rahmen, in dem das Abendland den Krieg gedacht hat, überschreitet und Auskünfte sowohl von der Psychologie wie von der Ethnologie einholt.<sup>63</sup> Von diesen Humanwissenschaften angeleitet, hat die noch junge Militärgeschichte mit anthropologischem Vorzeichen die Geschichte des Krieges in das neue Koordinatenfeld von Ge-

**63** Als populärster Vertreter einer anthropologisch erweiterten Kriegsgeschichte darf der britische Militärschriftsteller John Keegan gelten; unter seinen zahlreichen Werken vgl. besonders *Die Kultur des Krieges*, Berlin 1995. Die heftige Gegnerchaft zu Clausewitz, die Keegan pflegt, hat zwei Wurzeln: Erstens gibt Keegan wie sein großer Vorgänger Basil Henry Liddell Hart dem preußischen Denker des »absoluten Krieges« die Schuld am »totalen Krieg« des zwanzigsten Jahrhunderts. Zweitens steht Clausewitz prototypisch für ein *politisches* Verständnis des Krieges, das Keegan durch seine *anthropologische* Auffassung überwinden will. Ob diese Anthropologisierung der Kriegsgeschichte (die ja nur der literarische Schatten der Anthropologisierung des Krieges selbst ist) letztlich, wie Keegan glaubt, dem Ziel der Pazifizierung der Menschheit besser dient, als es die »Politisierung« durch die Schüler Clausewitz' tut, ist eine interessante Frage, die aber an dieser Stelle nicht diskutiert werden kann.

walt, Ritual und Trauma gestellt. Nichts könnte der »Kriegsgeschichte« einer gar nicht so lange vergangenen Zeit ferner stehen als diese Wissenschaft vom kriegführenden und tötenden Menschen.

Von solchen wissenschaftsgeschichtlichen Revolutionen der Nachwelt weiß Delbrück naturgemäß nichts. Sein Werk, eine politische Geschichte der Entwicklung von Strategie und Taktik vor dem Hintergrund der Weltgeschichte, ragt wie ein altertümliches Monument in die sich rasch wandelnde Landschaft hinein. Der Wanderer unserer Tage, der auf seinen literarischen Streifzügen auf das patinierte Denkmal stößt, fragt sich, was dieses Werk der Gegenwart noch bedeuten mag: Was findet der Leser in den Zeiten »intelligenter Waffen« in einer Kriegsgeschichte, die zwischen Königgrätz und Verdun entstand? Was entnimmt der Zeitgenosse des globalisierten Konfliktmanagements einem Werk, das im Horizont des mit militärischen Mitteln gegründeten Nationalstaats konzipiert wurde? Doch die Frage, wie weit Delbrück heute noch aktuell ist, ist keine Frage seines numerischen Alters, sondern seiner interpretatorischen Jugend: Wie zeitgenössisch ein historisches Werk sein kann, entscheidet sich nicht an der Zahl seiner Jahresringe, sondern an der Qualität seines Denkansatzes. Im Falle Delbrücks hängt alles an der Frage, was seine altmodisch anmutende »Kriegskunst« noch mit der Wirklichkeit von heute zu tun hat.

In dem bereits zitierten Vorwort zum vierten Band der »Geschichte der Kriegskunst« steht der erstaunliche Satz, die Kriegskunst sei ebenso »eine Kunst wie die Malerei, die Baukunst oder die Pädagogik«<sup>64</sup> – wobei der Hinweis auf die Pädagogik den Zirkel der schönen Künste sprengt und den Bereich menschlicher Praktiken, in den die Kriegskunst gerückt wird, um Professionen erweitert, zu denen auch die ärztliche oder die juristische »Kunst« zählen könnten. Im selben Band greift Del-

brück noch einmal den Terminus »Kriegskunst« auf und bestreitet, aus der Natur des Gegenstandes argumentierend, jede Nähe dieser »Kunst« zur Wissenschaft: »Der Krieg ist immer Kunst und kann nie Wissenschaft werden.«<sup>65</sup> Ganz offensichtlich reiht sich Delbrück damit hinter Hegel ein; gleichzeitig aber folgt er auch Max Jähns, dem geschätzten Verfasser einer umfassenden Geschichte der kriegswissenschaftlichen Literatur, der seinerseits die »Kriegskunst« als praktisches Können der »Kriegswissenschaft« gegenüber stellt: »Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, zu erkennen und zu lehren, die der Kunst, zu schaffen und zu leisten. ‚Kunst‘ stammt von ‚Können‘, und etwas anderes als Verstehen und Wissen sind Eingreifen und Wirken.«<sup>66</sup>

Jähns affirmative Worte vom »Kriegskünstler«<sup>67</sup> macht sich Delbrück, der nur knapp eine Generation später schreibt, nicht mehr zueigen. Wohl aber folgt er der überkommenen philosophischen Ansicht vom Krieg als einer von Menschen gemachten Wirklichkeit, die als solche auch prinzipiell menschlicher Lenkung unterliegen kann. Genau darin aber liegt der Kern der Rede von der »Kriegskunst«: Der Krieg gilt als ein rational planbares und lenkbares Geschäft von Menschen, die in politischen Ordnungen leben. Wer von »Kriegskunst« spricht, bringt seine Überzeugung zum Ausdruck, dass der Krieg selbst »könnbar«, das heißt von Menschen führbar, in Maßen lenkbar, begrenzt und vor allem beendbar ist. Es ist die Überzeugung eines politischen Humanismus.

In dieser Perspektive, die Clausewitz zuerst einnimmt und die Delbrück später historisch vertieft, erscheint der Krieg als ein politisch lenkbares Unternehmen. Auf diese Lenkung kommt es an: Erst die politische Ausrichtung ist es, man erinnere sich, die

<sup>65</sup> Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. 4, S. 374.

<sup>66</sup> Max Jähns, *Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland*, 3 Bde., XXX, hier Bd. I (Altertum, Mittelalter, 15. und 16. Jahrhundert), S. VI.

<sup>67</sup> Vgl. ebda., S. VII.

nach Delbrücks Auffassung das taktische Können in den Rang der Strategie erhebt. Politische Regierbarkeit des Krieges wiederum setzt voraus, dass es die dazu fähigen politischen Instanzen tatsächlich gibt; sie setzt voraus, dass neben dem Militärischen ein eigenständiger, übergeordneter Raum des Politischen existiert. Von daher begreift man Delbrücks leidenschaftlichen Kampf gegen die Tendenz zur Militarisierung der Gesellschaft, die er im letzten Jahrzehnt seines Lebens in Ludendorff verkörpert sah – und umgekehrt sein Engagement für die Zivilisierung des Militärischen, das dem Gedanken der Beherrschung und Begrenzung der Gewalt verpflichtet ist.

Besteht aber der Sinn der »Kunst« darin, den Krieg nach politischen Vorgaben zu führen, so liegt der Sinn einer Geschichte der Kriegskunst darin, den sich wandelnden Horizont der politischen Lenkung freizulegen und zu beschreiben. Deshalb bleibt die Geschichte der Kriegskunst *im Rahmen der politischen Geschichte* so lange aktuell, wie der Krieg als Mittel zu politischen Zwecken akzeptiert wird, das heißt so lange Republiken bereit sind, um politischer oder humanitärer Zwecke willen die militärische Auseinandersetzung in Kauf zu nehmen. Eine problematische Voraussetzung, in der Tat. Denn kaum eine andere Idee hat am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, das von Verdun bis Hiroshima immer aufs neue die Pervertierbarkeit der Zweck-Mittel-Rationalität erfahren hat, derart an Kredit verloren wie die Idee vom Krieg als akzeptables Mittel zu politischen Zwecken.

Angesichts jener Erfahrungen hat Militärgeschichte in unseren Tagen, wie der Historiker Michael Geyer eindringlich feststellt<sup>68</sup>, eine doppelte Aufgabe: Als spezielle Geschichte des Krieges muss sie von dem sprechen, was das Wesen des Krieges

68 Vgl. Michael Geyer, »War and the Context of General History in an Age of Total War«, *The Journal of Military History*, Special Issue 57, (Oktober 1993), S. 145 ff.

ist, nämlich der von Menschen willentlich herbeigeführte Massentod; als allgemeine Geschichte der Zivilisation aber bekräftigt sie den Fortbestand und der Behauptung der Zivilität über die Mächte des Chaos. In dieser Verpflichtung der Militärgeschichte auf das Selbstbewußtsein der zivilen Gesellschaft liegen das Erbe und die Aktualität Hans Delbrücks.

Sommer 2000

Ulrich Raulff